

(Nachdruck verboten.)

48] Der Manksmann.

Roman von Hall Gaine. Autorisierte Uebersetzung.

Cäsar zog auch noch die Weste aus und schloß mit einer leidenschaftlichen Ermahnung, in der er seine Zuhörer aufrief, ihre heimlichen Sünden zu bekennen. Wollte man eine Rede nach ihrer Wirkung beurteilen, so wäre Cäsars Predigt eine große rednerische Leistung gewesen. Als er anfang, herrschte eine lautlose Stille unter seinen Anhängern und man hörte nur die „Bahs“ und „Ohs“ einer kleinen Gruppe von Gegnern, die sich außerhalb der Menge herumtrieben, um den „Swaddler“) und „Gastwirthprediger“ lächerlich zu machen. Als er endete, brachen aber sämtliche Zuhörer in laute Lobpreisungen oder in bußfertiges Flehen aus; sie feußten, ächzten und klammerten sich an einander an unter heftigen Ausbrüchen der Furcht oder Begeisterung.

Als Cäsars Stimme verhallt war, wie sich eine Welle des Meeres legt, sprang jemand vom Grase auf, um zu beten. Und noch ehe das erste Gebet beendet war, fing schon ein zweites an. Inzwischen hatten die Bisher begonnen, sich durch das Gedränge Bahn zu brechen; sie fielen weinend und stöhnend um den Narren herum auf die Knie. Käthe war unter ihnen und als sie ihren Platz einnahm, blieb ihr Pete noch immer zur Seite. Sie bebt an allen Gliedern und senkte den nassen Blick zu Boden. Pete ergriff ihre Hand, und da er fühlte, wie sie zitterte, füllten sich auch seine Augen. Ueber ihren Häuptern stand Cäsar hoch aufgerichtet mit wilden Blicken und flammenden Wangen. Während einer kurzen Pause zwischen zwei Gebeten stimmte er eine Hymne an. Das Volk fiel beim zweiten Takte mit ein und das Wehklagen der Bühenden wurde von dem allgemeinen, laut schallenden Gesang des Erwedungsliedes übertönt:

Wenn heut auf seinem Sündenpfade
Ein Herz verläßt den Ruf der Gnade,
So führ, o Herr, zum Glaubensland
Dein armes Kind mit treuer Hand.

Käthe schluchzte laut. Vom Sturmwind menschlicher Leidenschaft hin und her geschleudert, im Innern von verzehrendem Feuer gepeinigt, fühlte sie sich schwach und hilflos.

Als die Bühenden ruhiger wurden, standen sie eins nach dem andern auf, um über die Verjuchungen des Satans und die Rettung ihrer Seele zu berichten. Endlich ergriff Cäsar die Gelegenheit und sagte: „Und nun wird Bruder Quilliam uns seine Erfahrungen mitteilen.“

Pete erhob sich von Käthes Seite mit Augen voll Thränen. Ein Jubelgeschrei, meist scherzhafter Art, begrüßte ihn: „Sei guten Muts, Pete, hab' keine Furcht.“

„Hab' nicht viel zu sagen,“ meinte Pete. „Nur 'ne Geschichte vom Glaubensabfall. Eh' ich genug verdient hatte, um tiefer ins Land zu gehen, arbeitete ich einen Monat in Kapstadt auf den Booten. Mein Herr war ein frommer alter Holländer, den man Jan nannte. Einmal, eines Sonnabends, verlor ein großes Schiff draußen in der Nacht den Anker, und am Sonntag früh bot man dem, der ihn wieder heraufbrachte, vierzig Pfund. Alle Schiffsleute fuhren hinaus, außer Jan. „Sechs Tage sollst du arbeiten,“ sagte er, „aber den siebenten heilig halten.““

Petes Rede wurde hier durch lauten Beifall unterbrochen.

„Während des ganzen Tages sah er die Boote in der Bucht herumlabieren, und um der Versuchung zu entgehen, stieg er in seine Schlafstube hinauf, schloß die Vorhänge, fiel auf die Knie nieder und rang wie wahnsinnig mit sich selbst. Es war ihm, als ob eine Stimme vom Himmel herab ihm zuriefe: „Es ist der Tag des Herrn, Jan, sie werden keinen Pfennig verdienen.“ Auch bekamen sie nichts; als aber Jans Uhr auf zwölf Uhr Mitternacht zeigte, fuhren wir beide miteinander fort wie zwei Raketen. Und wir waren kaum zehn Minuten auf dem Wasser, als unsre Haken auch schon den Anker gepackt hatten.“

„Ehre sei Gott in der Höhe!“ jubelten die Zuhörer.

„Jan rief aus: „Der Herr hat unser Boot dahin geführt, daß es die richtige Stelle fand, wie man den Deckel auf die Theekanne setzt!““

*) Eine verächtliche Bezeichnung der Methodisten in Irland.

„Hallelujah!“ schrie die Menge.

„Als wir aber ans Ufer kamen,“ fuhr Pete fort, „fanden wir, daß Jans Uhr zwanzig Minuten vorging, und da war's um die Religion des alten Mannes geschehen.“

An diesem Tage ging überall die Rede, daß Pete und Käthe bekehrt worden wären. Ihre Namen wurden in die Listen eingetragen und sie erhielten ihre Vierteljahreskarten.

X.

Den nächsten Morgen machte Käthe ihren Kirchgang. Sie hatte inzwischen das Interesse für ihre häuslichen Pflichten verloren und überließ Nancy die Küche. Pete erklärte sich bereit, die Sorge für das Kind zu übernehmen. Er fing damit an, sich mit seiner Pfeife in einen Armstuhl neben die Wiege zu setzen und so lange unverwandt hineinzusehen, bis die Kleine erwachte. Dann wiegte er sie, stöberte in seinem Gedächtnis ein Wiegenlied auf und rauchte und sang zugleich.

„Ein Frosch, der wollt' onns Freien gehn —
Kitty allein, Kitty allein, (Pass, pass!)
Es war ein Stuger wunderschön —
Kitty allein und ich!“ (Pass, pass!)

Die Sonne schien jetzt durch die geöffnete Thür und der Schatten eines Mannes fiel auf die Wiege. Es war Philipp. Pete spitzte den Mund, als wolle er „Psi!“ sagen, und Philipp setzte sich still nieder, während Pete fortfuhr zu singen und zu rauchen.

„Doch als lam heim ihr Kattenmann —
Kitty allein, Kitty allein.
Wer war wohl hier, seit wir uns sah'n?
Kitty allein und ich!“ (Pass, pass!)

Pete war bis zur Mitte des Liedes gekommen, als das leise Weinen in der Wiege mit einem tiefen Atemzug aufhörte.

„Endlich schläft das Kind, Gott segne es,“ sagte Pete. „Und wie geht Dir's und wie steht's mit der Witt'schrift?“

Philipp hatte den Kopf auf die Hand gestützt, ins Feuer gestarrt, ohne zu hören, was Pete sagte.

„Wie steht's mit der Witt'schrift?“ wiederholte dieser.

„Ich kam, um mit Dir darüber zu sprechen,“ sagte Philipp. „Weider hat sie durchaus keine gute Wirkung gehabt. Es ist nämlich dabei zur Sprache gekommen, daß die Mankischen Fischer gar keine Hafensabgaben zahlen.“

„Und das mit Recht“, entgegnete Pete. „Die Häfen gehörten schon unsren Vorfahren und wurden vor vierzig Jahren von allen Abgaben freigesprochen.“

„Nichtsdestoweniger“, sagte Philipp, „wird der Zoll jetzt erhoben werden. Der Gouverneur hat eine Verordnung erlassen.“

„Dann werden wir dagegen aufstehen — alle Fischer der Insel wie ein Mann,“ erklärte Pete. „Und wenn sie Dich zum Deemster machen, wirst Du uns auf der Linnwaldversammlung vertreten.“

„Seht Euch vor, Pete, seht Euch vor!“ warnte Philipp.

Käthe kam jetzt aus der Kirche und Pete begrüßte sie jubelnd. Philipp erhob sich und verneigte sich schweigend. Wohl waren die Spuren der Andachtsübungen der letzten Woche auf ihrem Gesichte zu sehen, sie hatten ihr aber keine Beruhigung gebracht. Sie fand den gehofften Trost nicht in der Religion; im Gegenteil, jede neue Andachtsübung schien die Wunde immer wieder aufzureißen, an der sie sich zu Tode blutete.

Sie legte den Mantel ab und trat an die Wiege. Das Kind schlief ganz friedlich, sie redete sich aber ein, daß es unwohl wäre. Ihre eignen Hände waren kalt und feucht und des Kindes Haut kam ihr so vor als sie es anfühlte. Jetzt wurden ihre Hände heiß und trocken und als sie des Kindes Stirn berührte, glaubte sie, daß es Fieber hätte.

„Ich bin überzeugt, daß es krank ist,“ sagte sie.

„Bewahre, Schatz,“ entgegnete Pete, „nicht kränker als ich.“

Um ihre Furcht zu stillen, ging er jedoch den Arzt zu holen. Der Doktor war über Land und konnte vor mehreren Stunden nicht heimkommen. Käthes Furcht steigerte sich. So oft sie das Kind ansah, fand sie bei ihm die Symptome ihres eignen Zustandes.

„Das Kind stirbt gewiß,“ jammerte sie.
„Unfönn, Herzchen,“ sagte Pete. „Noch vor einer Stunde war es so munter wie eine kleine Meise.“
Schließlich überfiel sie eine neue Angst. „Mein Kind wird ungetauft sterben.“

„Nun, dem läßt sich leicht abhelfen, Schatz. Ich will gleich den Pastor holen,“ sagte Pete und setzte den Hut auf. Er sprach bei Pfarrer Quiggin vor, der sofort zu kommen versprach. Darn ging er weiter nach Sulby, um Cäsar, Grannie und einige andre Gäste zu holen, da er sich um des Kindes Leben nicht sorgte, wohl aber hoffte, Käthes Schwermut durch die Fröhlichkeit eines Lauffestes bannen zu können.

Zwischen waren Philipp und Käthe mit der Kleinen allein, nur daß Nancy bisweilen zwischen Küche und Wohnzimmer hin und her ging. Sie war ruhelos und in großer Aufregung; vor jedem Ton, jedem Tritt erschreckend. Er sah, daß sie ganze Nächte ohne Schlaf zugebracht hatte und sich innerlich aufrieb.

Wie sehr er sich auch bemühte, ihre Leiden aus den gewöhnlichen Folgen einer Niederkunft zu erklären, immer kam er doch wieder darauf zurück, ihnen eine Deutung zu geben, die ihm schmeichelte. Sie zahlte damit nur die Strafe dafür, daß sie den unrechten Mann geheiratet hatte. Darin bestand ihre Schuld. Sie hätte jedem Zwang widerstehen sollen. Es gab keine Lage im Leben, aus der es nicht möglich war, sich zu retten. Er selbst hatte ja auch einen Ausweg aus einer wesentlich gleichen Lage gefunden! So bemächtigte sich seiner sogar beim Anblick von Käthes Pein ein gewisser hochfahrender Stolz auf sein eignes Verhalten.

Alein seine Härlichkeit lag mit seiner Selbstgerechtigkeit im Kampf. Er sah auf ihr jammervolles Gesicht, und alle Kraft drohte ihn zu verlassen. Sie blickte ihm in die Augen, und er wurde fast überwältigt von leidenschaftlichem Mitleid. Ein- oder zweimal schien sie ihm etwas sagen zu wollen — sie sprach aber nicht, und auch er sagte nur wenig. Doch kostete es ihn die größte Ueberwindung, sie nicht in seine Arme zu schließen, um sie zu trösten. Er hätte seine Thränen mit den übrigen mischen und ihr von den sechs Monaten erzählen mögen, die er in der vergeblichen Anstrengung verbracht hatte, sie aus seinem Herzen zu tilgen; von den freudlosen Tagen und den jammervollen Nächten, in denen er wieder und immer wieder ihren Namen gerufen. Doch nein, er wollte stärker sein als diese Versuchung. Es war noch nicht zu spät, den Weg der Ehre zu wandeln. Er wollte nicht länger hindernd zwischen den Ehegatten stehen.

Pete kam zurück und brachte Grannie und Cäsar mit. Bald darauf erschien auch der Pfarrer. Käthe sah über das Kind auf ihrem Schoße gebeugt da, wie ein Vogel, der auf seinem Neste brütet. Die Kleine schlief noch immer den Schlaf der Gesundheit und Unschuld, der Mutter Augen aber schweiften unstät umher.

„Lieber Herz!“ rief Grannie und küßte die Tochter. Käthe erwiderte nichts.

„Hier ist der Pfarrer, Schatz,“ flüsterte Pete, und Käthe stand auf. Die Gesellschaft erhob sich mit ihr und stellte sich in einem Halbkreis um den Kamin. Es dämmerte bereits, und der Schein des Feuers beleuchtete ihre Gesichter.

„Sind die Paten zugegen?“ fragte der Pfarrer.

„Mr. Christian wird Gebatter stehen, Herr Pfarrer, und Nancy und Grannie werden Patinnen sein.“

Nancy nahm das Kind aus Käthes Armen, und die Taufhandlung begann mit den ergreifenden Worten:

„Geliebte in dem Herrn! Insofern alle Menschen in Sünden empfangen und geboren worden —“

Der Pfarrer hielt inne. Käthe hatte gewankt und war nahezu umgefallen. Pete legte stützend den Arm um sie, und dann wurde die Taufhandlung fortgesetzt. Der Pfarrer wendete sich jetzt mit leiser Stimme und einer Neigung des Kopfes an Philipp:

„Entsagst Du im Namen dieses Kindes dem Teufel und all seinen Werken, der eitlen Pracht und Herrlichkeit dieser Welt mit all ihren sinnlichen Gelüsten, samt den Begierden des Fleisches, so daß Du Dich nicht willst von Ihnen verleiten lassen?“

Und Philipp antwortete mit tiefer fester Stimme: „Ich entsage ihnen allen.“

Der Pfarrer nahm jetzt Nancy das Kind ab: „Gebt dem Kinde seinen Namen.“

Nancy blickte auf Käthe, aber diese holte schwer Atem und schwieg.

„Käthe,“ flüsterte Pete. „Käthe, natürlich.“
„Katharine,“ sagte Nancy, und auf diesen Namen wurde das Kind getauft.

Doktor Mylechreest kam, als die Feierlichkeit zu Ende war. Grannie hielt ihm die kleine Katharine entgegen; er machte ein ernstes Gesicht und untersuchte sie.

„Dem Kinde fehlt nichts,“ sagte er.
„Ich wußte es,“ frohlockte Pete.

„Vielleicht ist aber die Mutter ein wenig schwach und angegriffen,“ fügte er ruhig hinzu.

„Na, das versteht sich von selbst,“ rief Pete.
„Bringen Sie sie etwas mehr in Gesellschaft.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der größte Viehmarkt der Welt.

Der Centralviehhof in Berlin bildet sicher eine ganz hervorragende Sehenswürdigkeit und wer ihn an großen Markttagen besucht und die mit prächtigen Tieren überfüllten riesigen Hallen durchwandert hat, dürfte die gewonnenen Eindrücke so leicht nicht vergessen. Aber mit dem berühmten Viehmarkt in Chicago, den „Union Stock Yards“, kann sich der Berliner Viehmarkt doch nicht messen. Bevor man nicht an den langen Gebegen, welche Tausende und Abertausende von Tieren enthalten, vorbeigewandert ist, macht man sich keinen Begriff von der ungeheuren Ausdehnung derselben und dem imposanten Schauspiel, welches sie bieten.

Diese Viehhege nehmen etwa 500 Morgen Land ein. Auf diesem Flächenraum ist bequem Raum für 461 000 Tiere aller Arten. In gewisser Hinsicht können die Chicagoer Viehhöfe mit dem Londoner Covent Garden verglichen werden, denn es sind eben nur große Lagerplätze, wohin Farmer und Viehzüchter ihre Tiere senden, damit sie dort zu den besten Preisen, welche zu erlangen sind, verkauft werden. Die Tiere werden in den Viehhöfen angenommen und von den Beamten verkauft. Die „Union Stock Yard and Transit Company“, welche Eigentümerin des Viehmarktes ist, befaßt sich nicht damit, Vieh zu kaufen und zu verkaufen; sie bietet einzig und allein einen geeigneten Platz und angemessene Vorkehrungen für die Aufnahme, Verpflegung und Behandlung der nach Chicago gesandten Tiere.

Während des letzten Jahres wurden nicht weniger als 16 Mill. Stück Vieh auf diesem großen Viehmarkt angenommen, 293 000 Stück Vieh trafen mit der Bahn ein. Das Jahr 1901 war in jeder Hinsicht ein Rekordjahr. Mehr als 4 Mill. Schafe wurden angenommen und verkauft, ferner 8 Mill. Schweine und 3 Millionen sonstiger Tiere. An einem einzigen Tage werden oft 40 000 Tiere derselben Art aufgenommen, während es nichts Seltenes für die Beamten ist, daß sie ersucht werden, innerhalb 24 Stunden Unterkunft für 100 000 Stück Vieh verschiedener Arten zu schaffen.

Es sind 22 000 Verschlüsse vorhanden, von denen nahezu 9000 überdacht sind. 25 000 Thore gewähren Zugang zu den Viehplätzen. Es giebt keinen Markt in der ganzen Welt, welcher annähernd dieselben Dimensionen aufweist. Er besitzt 40 Kilometer gepflasterte Straßen und 400 Kilometer Bahnstrecke. Wie schon konstatiert, können zu gleicher Zeit 461 000 Stück Vieh untergebracht werden, und zwar 75 000 Stück Rindvieh, 300 000 Schweine, 80 000 Schafe und 6000 Pferde. In der Regel jedoch werden die Tiere schnell verkauft und bleiben selten länger als 3—4 Tage in den Viehhöfen.

Ein ganzes Heer von Leuten ist erforderlich, um allein für die Rinder zu sorgen. An heißen Tagen trinken die Tiere bis zu sieben Millionen Gallonen Wasser, welche durch 6 tiefe Brunnen geliefert werden. Für die Erleuchtung des Rindviehhofs sind 200 Bogenlampen und 5000 Glühlichtflammen vorhanden.

Die Pferdeabteilung des großen Viehmarktes erregt das besondere Interesse des Betrachters. Hier werden jährlich nicht weniger als 100 000 bis 120 000 Pferde aufgenommen. Sie werden in dem „Dexter Park Amphitheatre“ verkauft, einem prächtigen Gebäude, welches 1886 mit einem Kostenaufwand von 40 000 Pfd. Sterl. errichtet wurde. Es ist elektrisch erleuchtet, gut geheizt und die große Stoppel in der Mitte bedeckt ein Amphitheater mit an dasselbe anschließenden Galerien, auf denen nahezu 5000 Personen bequem Platz finden. Es ist ein wunderhübscher Anblick, von diesen Plätzen aus den Verkauf der Pferde zu beobachten. Unten in der Mitte des Gebäudes befindet sich ein breiter Weg, auf dem die zu verkaufenden Pferde den Zuschauern vorgeführt werden.

Alle auf diesem Markt verauktionierten Pferde werden nach gewissen Vorschriften der „National Horse Exchange“ verkauft, welche streng beobachtet werden und die absolute Zuverlässigkeit und Reellität der hier abgeschlossenen Geschäfte verbürgen. Wenn ein Käufer bei der Prüfung eines Pferdes findet, daß dasselbe den berechtigten Erwartungen nicht entspricht, so kann er es bis zum Mittag des folgenden Tages zurückweisen. Doch die Auktionatoren und Händler sind so vorsichtig, daß dieser Fall selten eintritt. Von den 30 000 Pferden, welche während des letzten Jahres von den Vereinigten Staaten nach Großbritannien exportiert wurden, kamen nicht weniger als 25 000 von Chicago. Viele Regierungen der Welt, einschließlich derjenigen der Vereinigten Staaten, haben permanent Agenten in Chicago, welche im Bedarfsfalle Pferde und andres Vieh ankaufen.

Die Schafhalle, welche erst vor kurzem erbaut wurde, ist ein sehr schönes Gebäude und wie in Berlin so angelegt, daß die Tiere, ohne dem Wetter ausgesetzt zu werden, von der Bahn direkt aufgenommen und wieder verladen werden können. Das Gebäude bietet Raum für 80 000 Schafe, und 3—4 Millionen Schafe werden jedes Jahr auf diesem einen Markte angenommen und verkauft. Bei der Ankunft auf den Viehhöfen werden sie von den Beamten des „United States Bureau of Animal Industrie“ beaufsichtigt. Dies geschieht, um ansteckenden Krankheiten unter den Tieren vorzubeugen.

Auch die Schafwäscherei verdient besondere Erwähnung. Hier können täglich 12 000 Schafe gewaschen werden. Ferner giebt es hier ein neues, im vorigen Jahre eröffnetes Ausstellungsgebäude. Es wurde speziell für Ausstellungszwecke erbaut und erhebt den Anspruch, der bequemste und am vortheilhaftesten ausgestattete Bau für Viehhausstellungen zu sein. Bei der im Dezember vorigen Jahres veranstalteten Ausstellung waren Tiere aus allen Theilen der Welt vorhanden.

Da die Tiere an den Meistbietenden verkauft werden, so werden bisweilen sehr hohe Preise erzielt. Für ein Pferd „Joe Patken“ wurden einmal 60 000 M. bezahlt; der Traberlord dieses Pferdes betrug $1\frac{1}{2}$ Kilometer in 2 Minuten $5\frac{1}{4}$ Sekunden. Ein Preis von 40 000 M. wurde in verschiedenen Fällen für hervorragend gute Pferde gezahlt. Der Wert der in einem Jahr in diesem Etablissement verkauften Pferde beläuft sich aber auf etwa 40 Millionen Mark, während der Gesamtwert aller während des letzten Jahres verkauften Tiere über 1120 Millionen Mark betrug. Ein echter Herfordshire Bulle erreichte einmal den Rekordpreis von 30 000 M., während vor weniger als 6 Monaten für einen Berkshire-Eber die unerhörte hohe Summe von 10 000 M. bezahlt wurde. Das Erstaunlichste aber mit Bezug auf den größten Viehmarkt der Welt ist die Thatsache, daß vor 37 Jahren das Terrain, welches die Viehhöfe einnehmen, noch eine jumpfige Prairie war; heute befindet sich dort einer der ersten Verkehrsplätze der ganzen Welt.

A. R.

Kleines Feuilleton.

xy. Das Junkertum im Jdhl. Höchstens einem Reaktorär vom reinen Wasser könnte heute das Walten des Junkertums in Ostelbien den Stoff zu einem Jdhl zu bieten scheinen, d. h. nach allgemeiner Auffassung einem Gedichte zum Preise des friedlichen, eng umgrenzten Glücks derer, die — um mit Horaz zu reden — fern von den Geschäften die väterlichen Ländereien mit ihren Öfen bebauen. Erst recht, sollte man sagen, mißte das gegolten haben, als die Junkerherrschaft noch, frei von aller modernen Kulturtünche, in unverfälschter Waldurpsprünglichkeit bestand, als die ländliche Bevölkerung, leibeigen und an die Scholle gefesselt, den adligen Sklaventhältern wehrlos preisgegeben war. Thatsächlich aber ist die einzige zeitgenössische dichterische Behandlung der Leibeigenschaft auf ostelbischem Boden in Jdhlform gehalten und rührt keineswegs von einem Romantiker her, sondern von dem schroffsten Gegner der Romantik, von dem Homer-Übersetzer Johann Heinrich Voh.

Der Enkel eines freigelassenen mecklenburgischen Leibeigenen hatte er auch noch am eignen Leibe die Sittigkeit des patriarchalischen Junkerregiments zu kosten bekommen: in der Misere des Hauslehrertums bei dem Obotriten v. Dergen in Ankershagen, wo er von borniertem Adelsstolz so niederträchtigen Demütigungen unterworfen wurde, daß er diesen „Ort der Dienstbarkeit“ seine Lebtag nicht vergessen hat. Dem in der Jugend eingesogenen Haß gegen den Feudalismus und überhaupt alle Unterdrückung und Unfreiheit ist Voh bis zum Grabe treu geblieben: er ist viel zu wenig bekannt als unbeugbarer Demokrat. Noch im höheren Alter, als sein ehemaliger Vorgesetzter Graf Friedrich Leopold zu Stolberg die freibeitlichen Ideale vergangener Jahre als Jugendeuseleien betrachten lernte und sich zum Katholizismus und zur finsternen Reaktion bekehrte, sagte Voh ihm ohne weiteres die Freundschaft auf und untersuchte die Gründe des Abfalles mit rücksichtsloser Schärfe in der Schrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ (1819).

In dem Geiste unbedingter Gegnerschaft gegen alle Unfreiheit, jegliche Sklaverei sind denn auch die drei 1800 erstmals veröffentlichten Jdhlten Vohsens gedichtet, die ihren Stoff aus den Verhältnissen der Leibeigenschaft schöpfen. Die Form des Jdhl ist ja nun nicht gerade glücklich gewählt, um die unmensliche Brutalität des sklavenshaltenden Junkertums zu schildern. Das gilt zumal von dem ersten Stück des Cyltus, das unter dem Titel „Die Leibeigenen“ das liebliche Walten eines typischen Edelmannes im Obotritenlande darstellt, während die beiden andern, „Die Erleichterten“ und „Die Freigelassenen“, wenigstens insofern keine ästhetischen Bedenken erwecken, als sie sich um einen holsteinischen Adligen — Vorbild ist der Graf Christian Rangau — drehen, der, ein weißer Nabe unter seinen Standesgenossen, das bereits von dem Großonkel leichter gemachte Joch seiner Bauern schließlich gänzlich von ihnen nahm. Mögen die drei Jdhlten aber auch keine poetischen Kunstwerke ersten Ranges sein, die gänzliche Vergessenheit, der sie anheimgefallen sind, ist durchaus unverdientes Geschick, dessen die allgemein zugängliche „Luise“ viel eher würdig wäre. Denn, während dies trotz des von Goethe und Schiller gespandeten Lobes recht nüchterne und profaische Opus im wesentlichen nur mehr ein litterarisches Interesse hat, kommt den drei Jdhlten über die Leibeigenschaft erhebliche kulturgeschichtliche Bedeutung zu, ja, selbst

politische, so lange der Alp des Junkertums noch auf Deutschland lastet. Die Heraushebung einiger Stellen aus dem Gedichttrio wird das ohne weiteres zeigen.

Gegenüber der heuchlerischen Redeweise, die mit dem Namen „Gutspflichtigkeit“ das Wesen der Leibeigenschaft zu beschönigen sucht, definiert die Frau des humanen Herrn der „Erleichterten“ die Sache also:

„Wem sein Herr Arbeit aufleget nach Willkür;
Wem er den lärglichen Lohn nach Willkür setzt und schmälert,
Geld sei's oder Gewächs, sei's Kornland oder ein Kohlhof;
Wem er nach Willkür straft, für den Krieg anschubet nach Willkür;
Wem er mit Zwang vom Gewerbe, mit Zwang von Verehlichung
abhält;

Wem sein Herr an die Scholle befestigt, ohne der Scholl' ihm
Einiges Recht zugestehen, als Lastvieh achtend und Werkzeug;
Wessen Kraft und Geschick an Leib und Seele der Herr sich
Eignete; wer die Ersparnis verheimlichen muß vor dem Fron-

herrn:

„Trauester Mann, der i st Leibeigener, nenn' ihn auch anders!“

Unter diesem Rechtszustande sieht es natürlich herrlich aus auf dem Lande; da bekommt man:

„Neben dem prächtigen Hof in öden Behausungen sparsame
Menschen zu sehen, wie entmenscht durch so unmensliche Herrschaft!
Widlinge, bleich und zerlumpt, und wie Adergäule verhaagert,
Welche trägt aus dem Dunst unsauberer Nuten sich schleppend,
Offenen Munds anstarren den Fragenden, selber den Weg nicht
Wissen zum ferneren Dorf, auch wohl mißleiten durch Bosheit;
Und, da der Herr sie mit Fleiß in Juchlingschulen verwahrloset,
Aehnlich dem Vieh an dumpfem Begriffe, nur daß sie den Hunger
Durch summeicheren Raub oft bändigen oder davongehn.
Daß die Entmenschten doch sich erimerten, eigner Vorteil
Nötige, wohl zu nähren und blank zu erhalten das Lastvieh!“

Anstatt dessen machte es der gnädige Herr vielfach so, daß er

„redliche Hüfner
Von der verbesserten Huf' abwarf in die Kathe des Kohlhofs,
Wo sie bei dauerndem Frohne das Brot kaum warben mit
Taglohn!

Und wer im Hunger sich nahm vom Ertrag des eignen Schweißes,
Oder was über den Jaun herging, der bühte gelagert
(Wohl zu verdau'n, wie es hieß!) auf spitzen Eagen im Kerker!“

Mitunter bestand die Strafe für Mundraub auch darin, daß dem Unglücklichen Salzheringe eingewürgt und er dann bei läßenden Defen eingesperrt wurde. Von einem in solchen Folterkünsten besonders gewiegten mecklenburgischen Junker sagt einer seiner Sklaven:

„Was? Noch Treue verlangt der unbarmherzige Fronherr?
Der mit Diensten des Rechts (sei Gott es gellagt) und der Willkür
Uns wie die Pferd' abquälet und laum wie Pferde beköstigt?
Der, wenn darwend ein Mann für Weib und Kinderchen Brotkorn
Heißt vom belasteten Speicher, ihn erst mit dem Prigel
bewillkommt,

Dann aus gestrichenem Maß einschüttet den lärglichen Vorschuß?
Der auch des bittersten Mangels Befriedigung, welche der Pfarrer
Selbst nicht Diebstahl nennt, in barbarischen Marterlammen
Züchtigt und an Geschrei und Angstgeberden sich sigelt?
Wer die Mädchen des Dorfs mißbraucht und die Straben wie Lastvieh
Auserzöge, wenn nicht sich erbarmeten Pfarrer und Küster,
Welche, gehaßt vom Junker, Vernunft uns lehren und Rechtthun?
Nein, nicht Sünde fürwahr ist solcherlei Frones Verfümmis!“

Und auch gegen die tollste Willkür des adligen Herrn gab es nicht leicht ein reaktisches Mittel; auf den Rat, jenen Edelmann beim herzoglichen Gericht in Schwerin zu verklagen, erwidert der leibeigene Michel:

„Ja, verklage! Durch wen? Wo ist Geld? Und erfährt es der
Herzog?
Giebt nicht der adlige Rat im Obergericht die Entscheidung?
Und wann hadt ein Nabe dem andern Naben das Aug' aus?“

Da konnte denn wohl der verzweifelte Sklave auf den Gedanken kommen, dem vornehmen Schurken „einen röllichen Hahn auf das Dach hinslegen“ zu lassen, den Wolf mißsam der Brut zu verbrennen. Und es mochte geschehen, daß

„der Bauer mit Knochen
Seiner verfaulten Tyrannen das Obst abschleudert und stuchend
Hin in die Grube sie wirft, wo der Pferd' und Hunde Gebein dorrt!“

Was wunder, daß ein unwissender Leibeigener sich „de Wode“, die wilde Jagd, bestehend denkt aus den verstorbenen Vorfahren seines Tyrannen, die in den Ruinen des alten Raubnezes ein schauerliches Mahl halten:

„Ganz oben im feurigen Lebnstuh
Sehet sich ehrenfest mit der Frau Ahnherrin der Ahnherr
Vom hochadeligen Haus, ein gemarbeter Stragenräuber.
Veneid, Wammis und Kappe sind bläulich funkelndes Eisen.
Wid wird jezo geschmaust und gezecht: der entsehlige Fraß ist
Blutiges Menschenfleisch, das Getränk aufstiedende Thränen.

Anten, der Thüre zunächst, als Iestverstorbenes Mitglied, Sigt des Junkers Papa, der Landrat, welcher noch umgeht Nachts im Dorf und die Mädchen beleidiget."

Dies Stück adliger Vorgesichte wird anderswo so ergänzt:

„Für das Unrecht,
Daß in früherer Zeit und späterer freie Besteller
Mäub'rische List und Gewalt ansteltete; daß sie zu Frondienst
Kind und Geschlecht mißbraucht' als Geletete vor der Geburt schon;
Daß in verfeinerter Zeit noch laßender immer die Arbeit
Anwuchs, immer der Lohn sich schmälerte: — Rann, für das Unrecht
Seit Jahrhunderten legt die Gerechtigkeit vollen Erjas auf!"

Die mißhandelten Sklaven freilich sahen den „vollen Erjas“, ob er nun vom Herrn freiwillig gegeben oder vom Staat gesetzlich verfügt ihnen zu teil ward, mit mißtrauischen Augen an:

„So betäubt wird
Endlich das Herz vom Druke der unglückseligen Knechtschaft!
Neuerung, welche der Herr mit Gewalt sucht oder mit Güte,
Scheint, wohlthätige selber, Verschlimmerung; häufig ja war ste's!"

Vor allem in Preußen ist das die sogenannte Bauernbefreiung gewesen, die den Leibeignen in ihrer großen Masse nichts als die nackte Freiheit gab, den Junkern dagegen ihren ganzen Raub an Land belieh. —

Meteorologisches.

— Ueber den Zusammenhang zwischen den Vulkan- ausbrüchen auf Martinique und den ungewöh- nlichen Witterungs-Erscheinungen schreibt Professor W. v. Bezold, der Direktor des Meteorologischen Instituts, im „Reichs-Anzeiger": In weiten Kreisen begegnete man in jüngster Zeit der Meinung, alle ungewöhnlichen Witterungs-Erscheinungen mit dem Vulkanausbruch auf Martinique in Verbindung zu bringen. Bald sollte die langandauernde kühle Witterung, bald die seit kurzem herrschende ungewöhnliche Hitze eine Folge dieser Katastrophe sein. Dies ist sicherlich nicht berechtigt, denn es liegen keinerlei Erfahrungen vor, wonach Vulkanausbrüche in einiger- maßen größerer Entfernung von dem Vulkan einen Einfluß auf die Witterungs-Erscheinungen im gewöhnlichen Sinne des Wortes geäußert hätten. Dagegen giebt es atmosphärisch-optische Erscheinungen, die durch solche Ausbrüche in hohem Grade verstärkt werden, insbesondere die Morgen- und Abendröthe. Nach dem am 26. August 1893 erfolgten Ausbruch, beziehungsweise Zusammensturz des Vulkans Krakatau in der Sundastraße, einem Ereignis, das freilich an Stärke die Katastrophe auf Martinique weit übertraf, beobachtete man auf dem größten Teil der Erde höchst merkwürdige Dämme- rungsercheinungen, die sich verhältnismäßig langsam von dem Entstehungsherd aus nach anderen Gegenden fortpflanzten. Während der Hauptausbruch, der von dem Zusammensturz des Vulkans begleitet war und die gewaltigsten Verheerungen und Reihen der merkwürdigsten Erscheinungen im Gefolge hatte, die sich fast allenthalben bemerkbar machten, am dem obengenannten Tage erfolgte, wurden die ungewöhnlichen Dämmerungen sowie die eigen- artige Färbung von Sonne und Mond in Mitteleuropa erst im November beobachtet. . . Die Dämmerungen blieben von da an noch lange Zeit äußerst farbenkräftig und verloren erst im Laufe der Jahre mehr und mehr Glanz. Auch die wahrscheinlich auf die gleiche Ursache zurückzuführenden leuchtenden Nachtwolken, die nach den Messungen des im April 1901 verstorbenen Astronomen D. Jaffe in Steglitz zuletzt in Höhen von 85 Kilometer schwebten, konnten bis vor wenigen Jahren, wenn auch in stets abnehmender Entwicklung, beobachtet werden. Dagegen fiel es dem Schreiber dieser Zeilen, der die Dämmerungsercheinungen seit vierzig Jahren mit Aufmerksam- keit verfolgte, auf, daß man während der letzten Jahre kaum mehr Dämmerungen zu sehen bekam, wie man sie sonst als normal be- trachten konnte. Seit einigen Tagen entfaltet sich nun wieder eine solche in alter Farbenpracht, wenn auch nicht entfernt so glänzend wie nach dem Ausbruch des Krakatau. Da ist nun der Gedanke nicht aus- geschlossen, daß das Wiederaufleben dieser Erscheinungen mit den Vorgängen auf Martinique in Zusammenhang stehe. Der strenge Beweis dafür wäre natürlich erst erbracht, wenn man die Ausbreitung der Erscheinungen von dem Ursprungsort bis zu uns Schritt für Schritt verfolgen könnte. Wie es sich aber auch damit verhalten mag, jeden- falls waren die Dämmerungen der letzten Tage so schön, daß es wohl lohnt, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Es mag deshalb hier die Beschreibung einer Abenddämmerung gegeben werden, wie sie der Schreiber dieser Zeilen früher als normal bezeichnet hat, wie sie aber nach mehrjähriger Pause erst in den letzten Tagen wieder zu sehen war. Schon um und gleich nach Sonnenuntergang erscheint der westliche Horizont bis zu mäßiger Höhe kräftig gelb gefärbt, während der Osthimmel grau-röthliche Töne, die sogenannte Gegen- dämmerung, zeigt. Dicht über dem Horizont schiebt man eine graue Schicht, die allmählich breiter wird und die Nichtlemer für eine Nebel- bank zu halten pflegen. In Wahrheit ist es der Schatten der Erde, der sich von dem noch beleuchteten Teile des Osthimmels schroff ab- hebt. Dieser Schatten steigt ziemlich rasch empor, den beleuchteten Teil mehr und mehr einschränkend. Während nun die Gegendämme- rung mehr und mehr abläßt, so daß auch die Schattengrenze nicht mehr erkennbar ist, entwidelt sich am Westhimmel oberhalb der

gelben Zone und oberhalb der Stelle, an welcher man die unter- gegangene Sonne suchen müßte, ein andres Phänomen. Der Teil des Himmels, der schon vor und während Sonnenuntergang, sowie geraume Zeit nachher hoch hinauf besonders hell erschienen war, nimmt allmählich eine rosa Färbung an, die gegenwärtig in Berlin um oder kurz nach 9 Uhr am stärksten ist. Bei genauerer Be- obachtung findet man, daß der rote Schein, den man als Purpurlicht bezeichnet, die Form einer großen leuchtenden Scheibe hat, deren Scheitel hoch hinaufreicht und deren unteres Stück von der gelben Zone, dem sogenannten hellen Segment, überdeckt erscheint. Sowie das Purpurlicht seine größte Stärke erreicht hat, sinkt es rasch ab- wärts, während es sich seitlich ausdehnt und schließlich zu einem schmalen Streifen zusammenschmilzt, der das gelbe Segment von dem übrigen, zusehends dunkler werdenden Himmel trennt. Die gelbe Zone geht mehr und mehr ins Orangefarbige und Braunrote über, um schließlich hinter dem Horizont zu verschwinden. Doch kann man zur Zeit der längsten Tage beinahe die ganze Nacht hindurch oberhalb der Stelle, an welcher sich die Sonne befindet, den letzten Rest des hellen Segments, den sogenannten letzten Dämmerungsbogen, als blassen Lichtschein be- merken. Es wurde schon oben gesagt, daß es keineswegs richtig wäre, wenn man die in den letzten Tagen beobachteten Dämmerungen als ganz ungewöhnlich bezeichnen und als sichere Folge des Aus- bruchs auf Martinique ansehen wollte. Aber da diese Erscheinungen mehrere Jahre hindurch ungewöhnlich schwach waren, so kann man den Gedanken an einen Zusammenhang doch nicht ganz von der Hand weisen, und man wird beinahe auf die Vermutung gebracht, daß zum Auftreten kräftiger Dämmerungsfarben der Atmosphäre von Zeit zu Zeit fein verteilte Auswurfsprodukte von Vulkanen zugeführt werden müßten. Mag dies nun richtig sein oder nicht, unter allen Umständen scheint es angezeigt, die Aufmerksamkeit auf die seit langer Zeit nicht mehr so schön entwidelten Erscheinungen zu lenken, deren Beobachtung manchem Gemüß verschaffen wird. —

Humoristisches.

— Aus der Schule. Die „Neue Bayerische Landeszeitung“ erzählt das folgende Geschehen, das sich in der Umgebung von Würzburg zugetragen hat. In einer Dorfschule soll in nächster Zeit Prüfung stattfinden. Der Herr Lehrer befindet sich in einiger Ver- legenheit, da er drei Jüngens in der Klasse hat, denen gar nichts beizubringen war. Da greift er zu folgendem Mittel: Er setzt die drei Buben zusammen in eine Bank und sagt zu ihnen: „So, ein jeder antwortet nun auf meine Fragen mit „Ja!“ Hierauf fragt er den Ersten:

„Glaubst Du an Gott den Vater?“

„Ja!“

Zum Zweiten spricht er: „Glaubst Du an Gott Sohn?“

„Ja!“

„Und zum Dritten: „Glaubst Du an Gott hl. Geist?“

„Ja!“

Täglich wiederholt der Lehrer diese Fragen. Am Tag der Prüfung klappt alles und als der Herr Inspektor an die Bank kommt, in der die drei sitzen, sagt der Herr Lehrer zu ihm:

„Da habe ich nun drei, denen ich gar nichts beibringen konnte.“

„Wird schon gehen,“ meint der Herr Inspektor, wendet sich an den ersten und fragt ihn:

„Glaubst Du an Gott hl. Geist?“, worauf der Junge auf den dritten deutend prompt erwidert:

„J net, der er da ute!“ —

Notizen.

c. In Paris hat sich eine Vereinigung „La chanson française“ gebildet, die die alten französischen Chansons ver- breiten und erhalten will. Man geht, um Mitglieder zu erhalten, besonders in die Werkstätten und Warenhäuser. In der ersten öffentlichen Soirée der Vereinigung wirkte denn auch schon der Chor der Pariser Arbeiterinnen und Angestellten mit. —

cc. Das Wachsen der Bäume in der Höherichtung hört jedenfalls zu einer gewissen Zeit des Jahres auf, sonst würden wir ja lauter Baumriesen haben. Aus Wisconsin haben wir genaue Daten über diesen Punkt. 1899 hörte ein Kirschbaum am 27. Mai, ein Birnbaum am 16. Juni, ein Apfelbaum am 4. Juni auf zu wachsen, der Pflaumenbaum setzte das Längenwachstum bis zum 23. Juni fort. In darauffolgenden Jahre ergaben sich fast dieselben Zahlen wieder, doch war die Wachstumsperiode im all- gemeinen etwas länger. Einzelne Bäume wachsen bis zum Oktober weiter, andre hörten im Juni auf und begannen im Juli wieder. Sicherlich kommt es bei diesen Vorgängen auch sehr auf das Klima an, in dem die Pflanzen gedeihen. —

— Bei den Sprengungen am Simplon-Tunnel werden für die vier Angriffsstellen täglich 1000 Kilogramm Sprenggelatine verbraucht. —

— Elektrische Beleuchtung der Eisenbahnzüge. Die Durchgangswagen der Schnellzüge Berlin—Oberberg—Wien sind mit Accumulatoren versehen worden, die elektrische Kraft für etwa 250 Stunden Fremddauer enthalten. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 6. Juli.